



Tödliche Agrarkrise

Pestizide vergiften die indische Landbevölkerung

Seit den 1990er Jahren wird die ländliche indische Gesellschaft von wiederkehrenden Selbstmordwellen erschüttert. Welchen Anteil haben hochtoxische Pestizide an den Suiziden und an der Misere in der indischen Landwirtschaft? Welche Verantwortung tragen die internationalen Konzerne und die Regierungen der Länder, aus denen die Stoffe stammen?

von **Hanns Wienold**

6

► Die Region Malwa im Süden des Bundesstaates Punjab wurde seit Ende der 1960er Jahre tief greifend von der »Grünen Revolution« durchdrungen. Immer deutlicher zeigen sich heute Spätfolgen wie sinkende Erträge, fallender Grundwasserspiegel und ein stetig steigender Kostendruck. Dies wurde unter anderem erzeugt durch den wachsenden Einsatz von Pflanzenschutzmitteln, die zum Teil wahllos und gegenüber den Empfehlungen von Beratern in mehrfacher Dosis versprüht werden und Böden und Wasser vergiften. Punjab verbraucht mit 1,5 Prozent der indischen Landfläche 18 Prozent aller Pestizide, wovon wiederum drei Viertel auf Malwa entfallen.

Die hohe Rate an Krebserkrankungen in Malwa und den dortigen Baumwollgebieten sind empirisch belegt und weisen mit den

Pestizidrückständen im Boden eine enge Korrelation auf. Morgen für Morgen verlassen hunderte krebserkrankte Menschen mit dem Zug, der inzwischen als »Bhatinda Cancer Express« bekannt ist, die Region in Richtung Bikaner in Rajasthan, wo sie kostenlos behandelt werden. Bhatinda und die anderen Distrikte der Region sind zugleich von einer hohen Rate von Suiziden betroffen, unter anderem durch Einnahme von Pestiziden (siehe Beitrag des Autors in iz3w 350).

Die Aktivistin und Autorin Ranjana Padhi schreibt in »Those Who Did Not Die«: »Die Quelle der gefürchteten Krankheit wie der Suizide ist dieselbe Gesellschaft, deren Umwelt und Lebensbedingungen Pestizide ausdünsten. Während die, die Suizid begehen, Pestizide direkt konsumieren, nimmt es jeder täglich mit dem Wasser zu sich, das aus dem Grundwasser stammt. Während der Monate der Baumwollernte wird es direkt durch die Haut absorbiert.« Nur eine Schattenlinie trennt diejenigen, die den Tod suchend Pestizide schlucken, von denjenigen, die, von Schlaflosigkeit und Ängsten gequält, die selbstzerstörerischen Impulse mit Drogen und Alkohol bekämpfen oder in Teilnahmslosigkeit verfallen.

Vergifteter Boden, vergiftetes Leben

► Vielen erscheint der Tod als Ausweg aus der Katastrophe, in die sie durch den infolge von Schulden erzwungenen Verkauf des Landes oder des Viehs geraten sind. Viele nehmen für den Selbst-

mord kurzerhand die Pestizide ein, mit denen sie täglich umgehen, wie zum Beispiel das in Indien häufig verwendete Monocrotophos. Dieses Pestizid wurde in den 1960er Jahren vom damaligen Pharma- und Chemieunternehmen Ciba-Geigy zum Schutz von Baumwollpflanzen, aber auch von Reis oder Früchten auf den Markt gebracht. Es ist höchst toxisch, etwa für Bienen und Vögel. Auch für den Menschen ist weniger als ein Teelöffel bereits tödlich. Im Juli 2013 starben im Dorf Gandamal im Bundesstaat Bihar an diesem Pestizid 23 Schulkinder, die an einer kostenlosen Schulspeisung teilnahmen. Anscheinend war Speiseöl in einen leeren Pestizidbehälter geraten.

Bereits 2009 hatte die Weltgesundheitsorganisation WHO den indischen Staat vor den Gefahren dieses Giftes gewarnt, die unter anderem von unzureichend entsorgten Behältern ausgehen. Die WHO verlangte ein Verbot, wie es von vielen Ländern in Europa und Asien bereits ausgesprochen wurde, und verwies dabei auf die Verwendung des Giftes bei Suiziden in der indischen Landbevölkerung. Doch trotz der Tragödie von Gandamal wurde der indische Staat nicht aktiv. Nachdem die Patente ausgelaufen sind, versorgen heute vor allem indische ProduzentInnen den Markt mit billigem Monocrotophos.

Im Jahre 2011 sprach der Supreme Court im Zuge eines »Rechtsstreits von öffentlichem Interesse« ein vorläufiges Verbot von Endosulfan aus. Im Bundesstaat Kerala ist seine Nutzung bereits seit 2001 verboten. Endosulfan ist ein auch für den Menschen gefährlicher Chlorkohlenwasserstoff, der im Boden und im Wasser überdauert. Er führt langfristig zu multiplen Missbildungen bei Neugeborenen oder zu Störungen der Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit. Schon 1981 hatte der Journalist Sreepadre vor den verheerenden Folgen der Besprühung von Cashew-Plantagen aus der Luft gewarnt.

Das Verbot des Supreme Courts setzte einem Widerstreit (pseudo-)wissenschaftlicher Gutachten ein Ende. Doch die Entrechtung der Opfer und die Verletzung ihrer Menschenrechte sind irreversibel. Die Landlosen, »Tribals«, Dalits (ehemals »Unberührbare« genannt) und MigrantInnen finden bei den fortschrittsgläubigen PolitikerInnen Keralas kein Gehör. Die Giftkatastrophe, die sie seit mehr als 30 Jahren an Leib und Seele erfahren, setzt sich wie bei den Opfern von Bhopal täglich fort. So gibt es weiterhin ein Gerangel um die Feststellung von Geschädigten und Kompensationsleistungen. Die Entscheidung des Gerichts kam dreißig Jahre zu spät.

Fast unüberbrückbar erscheint in Indien die Distanz zwischen den regierenden Eliten, die sich als ModernisiererInnen feiern, gegenüber den »Überflüssigen« des 21. Jahrhunderts. So entlockte der Verbrennungstod von zwei Kindern einer Dalit-Familie bei einem Brandanschlag, ausgeübt von Angehörigen der hohen Kaste der Rajputs in Sun Perh (Faribad), dem jetzigen Minister der Modi-Regierung V.K. Singh, die Aussage, dass die Regierung auch nicht beschuldigt werden könne, »wenn jemand einen Stein nach einem Hund wirft«.

Trotz dutzender Unterstützungsprogramme vernachlässigt der indische Staat die 400 Millionen Armen. Das staatlich administrierte »Sterben lassen« und »Sterben machen« (nach Foucault/ Agamben) kostet dem Anthropologen Akhil Gupta zufolge jährlich etwa zwei Millionen Menschen vorzeitig das Leben. »Überflüssig« dürfen sich auch die fühlen, die sich zu Tausenden in den ländlichen

Krisenregionen das Leben zu nehmen versuchen. Nicht selten gehen Familienmitglieder gemeinsam oder nacheinander in den Tod. Die Schuldenlast, die sie erdrückte, wird an die Überlebenden weitergereicht.

Suizide in der Agrarkrise

► In der Figur des sich selbst tötenden »Farmers« richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit vor allem auf den Zusammenhang zwischen Suizid und dem Verlust einer selbständigen ökonomischen Existenz, in dem sich eine Gefährdung des »indischen Bauerntums« ausdrücke. Srijit Mishra vom Indira Gandhi Institute of Development Research (IGIDR) in Mumbai machte bereits 2006 darauf aufmerksam, dass nicht nur die Klasse der Farmer, also der männlichen (!)

Landtitelbesitzer, Suizide begehen. Betroffen sind davon auch Pächter, Frauen ohne Landtitel und vor allem die agricultural labourers, Lohn- und SaisonarbeiterInnen.¹ Erst seit 2014 führt das Kapitel »Farmers' Suicides« im jährlichen Bericht des National Crime Records Bureau (NCRB) auch Suizide von LandarbeiterInnen auf. Und erstmals 2015

sprach die Landesregierung von Karnataka auch Angehörigen von LandarbeiterInnen, die (nachweislich) wegen ihrer ökonomischen Lage Suizid begingen, finanzielle Unterstützung zu, etwa mit monatlichen Witwen-Renten von zirka 2.000 Rupien (28 Euro).

Auch die Zahl der Suizide von Frauen auf dem Lande zeigt bei genauerem Hinsehen die Tiefe der Agrarkrise in Indien. Die Methode der »verbalen Autopsie« (nachträgliche Erfragung aller Todesumstände), durchgeführt vom Epidemiological Research Center aus Chennai, mit der alle Todesfälle in einer ländlichen Region

»Farmers' Suicides«

► Die WHO rechnete 2007 für Indien mit etwa 76.000 Pestizidvergiftungen mit tödlichem Ausgang. Die vom National Crime Records Bureau (NCRB) des Innenministeriums in Delhi veröffentlichten Zahlen zu Pestizidvergiftungen hingegen entsprechen weder dem tatsächlichen Ausmaß noch berücksichtigen sie, dass es sich dabei oft um Selbsttötungen handelt. Die so genannten Farmers' Suicides liegen nach Schätzung der WHO wie vieler Regionalstudien bis um das Siebenfache über den offiziellen Zahlen, also bei zwischen 80.000 und 120.000 pro Jahr.

Die Registrierung von Todesfällen ist in Indien immer noch lückenhaft. Während noch 2003 nur zirka 54 Prozent aller Todesfälle offiziell registriert wurden, waren es 2012 immerhin 69 Prozent, mit großen Abweichungen zwischen den Bundesstaaten. Nur in jedem fünften Fall wurde über den Tod ein medizinisches Attest ausgestellt.

Von den für 2014 erstmals gesondert ausgewiesenen rund 20.000 Todesfällen in Folge der Einnahme von Pestiziden werden von NCRB gut 6.000 als »akzidentell« eingestuft, also als Unfall. Da Suizid in Indien strafbar ist, ist jedoch zu vermuten, dass sich unter den »akzidentellen« Pestizidvergiftungen viele Suizide verbergen. Sie werden von Spitälern und Angehörigen trotz gegenteiliger Verpflichtung nicht gemeldet, um polizeiliche Ermittlungen zu vermeiden. *hw*

Südindiens untersucht wurden, ergab einen Anteil von Frauen an allen Suiziden von 46 Prozent. Laut amtlicher Statistik waren es in Indien nur 32 Prozent. Als besonders kritisch erweist sich die Lage von jungen Frauen in den ländlichen Regionen. Deren Suizidrate lag im Alter von 15 bis 24 Jahren bei 164 pro 100.000 – und damit weit höher als bei den Männern.

Viele regionale Studien legen nahe, dass sich die Wahl des Pestizids für den Suizid nach den im Haushalt vorhandenen Mitteln richtet. Waren es im Baumwollgebiet von Yavatmal Pestizide wie Endrin, Dimethoat oder Monocrotophos, so starben zur gleichen Zeit am medizinischen College von Thirssur in Kerala die Menschen an den Folgen der Einnahme von Carbofuran und Malathion, aber auch von Rattengift. Ebenfalls genannt werden Endosulfan und Paraquat.

Eine flächendeckende Erfassung der Todesfälle im südindischen Distrikt Villupuram im Bundesstaat Tamil Nadu erbrachte einen Anteil von Vergiftungen mit Pestiziden an allen Suiziden von 57 Prozent bei den männlichen und 47 Prozent bei den weiblichen Opfern. Dies entspricht Vergiftungsraten mit Pestiziden in ähnlichen Regionen, etwa in Sri Lanka. In den Distrikten Washin, Wardha und Yavatmal des Bundesstaates Maharashtra, wo die Suizidrate besonders hoch ist, fiel die Wahl des Suizidmittels vorwiegend auf das unmittelbar greifbare Pestizid, mit dem sich die kleinen BaumwollfarmerInnen verzweifelt gegen zunehmend resistente Insekten wehren. Daten des Medical College in Yavatmal zeigen, dass dort hinter fast allen Pestizidvergiftungen der Wunsch zu sterben stand. Ähnlich deutlich sind die flächendeckenden Daten des Landwirtschaftsministeriums in Kerala.

In Kerala erreichte die Sterblichkeit bei Selbstmordversuchen mit Pestizideinnahme ihren Höhepunkt im Jahre 2001/02 mit 49 Prozent. In jenem Jahr wurde Kerala von einer Welle von Pestizid-Suiziden überrollt. Mit der Häufigkeit der Suizidversuche durch Pestizideinnahme ging jedoch die Mortalität innerhalb von fünf Jahren um die Hälfte zurück. Für diesen Rückgang spielten neben dem Grad der Auslastung der Krankenhäuser auch Verbesserungen bei der Ausstattung der Kliniken, der Diagnosemethoden und die schnelleren Einlieferungen eine wichtige Rolle.

Von den 8.040 PatientInnen mit Pestizid-Vergiftungen, die zwischen 1997 und 2002 in das Distrikt-Krankenhaus von Warangal eingeliefert wurden, verstarb etwa ein Viertel. Fast alle hatten sich vorsätzlich vergiftet. Für die Mehrzahl der Todesfälle waren die Mittel Monocrotophos und Endosulfan verantwortlich. In der Hälfte der Sterbefälle erfolgte der Tod in den ersten sechs Stunden nach Einnahme des Giftes, mit einer deutlichen Häufung in den ersten drei Stunden.

Auf einen Vergiftungsfall mit tödlichem Ausgang kommen laut klinischer Fallstudien in Indien, Sri Lanka oder Südkorea im Durchschnitt drei bis fünf Fälle, die überleben. Wer zum Pestizid greift, geht dennoch bewusst das Risiko ein, an den Folgen zu sterben. Aber anders als bei den »harten« Selbsttötungsarten wie Erhängen, Verbrennen oder Sturz in den Brunnen ist die Einnahme ein »Spiel« mit dem Tod, bei dem die Stärke der Suizid-Impulse, die Zugriffsmöglichkeit zu einem Gift und die Dauer des akuten Sterberisikos (zwischen einigen Minuten bis zu Tagen) ineinander greifen. Im Vergleich zu den harten Methoden ist im Falle des »Schlucks aus der Gifflasche« der Weg vom Impuls zur Ausführung der Tat besonders kurz. Laut Interviews mit Überlebenden vergeht zwischen

Not tut eine Landwirtschaft,
welche die Menschen ernährt
und nicht tötet

dem Entschluss zum Suizid und dem Griff zum Pestizid in der Hälfte der Fälle nicht mehr als eine halbe Stunde. Das griffbereite Mittel dient als kurzschlüssiger Transmitter des Suizidimpulses.²

Sofern aufnahmebereite Kliniken erreichbar sind, was im ländlichen Indien selten der Fall ist, besteht jedoch Aussicht auf Überleben. Nach Erkenntnissen aus Tamil Nadu trat der Tod in 70 Prozent aller vollendeten Suizide noch am Ort des Geschehens oder zu Hause ein, nur 30 Prozent in der Klinik. Hierbei spielen auch die hohen Behandlungskosten in den Spitälern eine Rolle, die von den Familien zu tragen sind und die zum vorhandenen Schuldenberg hinzukommen.

Pestizidverbote senken Suizidraten

► Während ein Mund voll des Herbizids Paraquat auch bei schwacher Konzentration zumeist tödlich ist, sind die Überlebenschancen bei anderen Mitteln vergleichsweise hoch.

Die Giftigkeit eines Pestizids (für den Menschen), die unmittelbar in der Verantwortung des Herstellers liegt, entscheidet mit, wie hoch die Überlebenschancen bei einem Suizidversuch sind. Aus einer umfangreichen Untersuchung an einer Vergiftungsfälle behandelnden Klinik in Sri Lanka erwiesen sich Paraquat, Endosulfan und Dimethoate mit Mortalitäten von 47, 22 und 21 Prozent als besonders tödlich. Demnach hätte die Sterblichkeit durch ein Verbot dieser drei Mittel stark reduziert werden können.

Angesichts rapide steigender Zahlen von Suiziden mit Hilfe von Pestiziden erließ Sri Lanka 1995 ein Verbot des Imports und des Verkaufs von Pestiziden der WHO/FAO Gefahrenklasse I und 1998 auch von Endosulfan. Parallel zum starken Rückgang tödlicher Selbstvergiftungen mit Pestiziden ab 1995, die nur geringfügig durch andere Mittel substituiert wurden, fielen die Suizidraten von Männern und Frauen etwa um die Hälfte. Eher ansteigend waren dagegen die Zahlen der Einlieferungen mit Vergiftungserscheinungen in die Krankenhäuser.

Auch in Südkorea wurde bei Selbstvergiftungen zumeist das hochgiftige Herbizid Paraquat verwendet. Von den jährlich etwa 2.000 Fällen verliefen gut zwei Drittel tödlich. Paraquat wurde deshalb eingesetzt, weil es in vielen Haushalten ohnehin vorhanden war. 2012 wurde das Gift in Südkorea verboten. Zwar gab es in der Folge einen Anstieg bei Suizidversuchen mit weniger toxischen Herbiziden, und Insektizide sowie Fungizide wurden weiterhin gleich häufig verwendet. Doch insgesamt reduzierten sich die Todesfälle durch Suizid seit dem Verbot von Paraquat deutlich.

Gift für die ganze Gesellschaft

► Die Giftigkeit eines Pestizids erweist sich nicht allein an der Schnelligkeit, mit der eine Biene, ein Vogel, ein Fisch oder ein Mensch an ihm zu Grunde geht. Die Vergiftungen des Wassers, des Bodens, des menschlichen Körpers und auch der menschlichen Seele bilden einen schwer löslichen Knoten. Bereits der ständige Umgang mit hochgiftigen Pestiziden hat an der Genese von Depressionen und Suizidgedanken seinen Anteil. Vergiftet werden dauerhaft ganze Gemeinschaften und Regionen, die sich nur schwer regenerieren können. Dafür gibt es in Indien eine Reihe von Beispielen, allen voran die Katastrophe in Bhopal.

Die Handhabung hochgiftiger Stoffe erfordert umfangreiche sachliche, soziale und individuelle Voraussetzungen. Angesichts



Auf dem verlassenen Fabrikgelände in Bhopal, dem Schauplatz der Chemiekatastrophe vom 3. Dezember 1984

Foto: J. Nitzsche

der Gefährdungspotentiale haben die Industriestaaten des Globalen Nordens, in denen viele der Stoffe entwickelt und produziert wurden, die Anwendung auf eigenen Territorien häufig untersagt. Daraus kann sich nur die Konsequenz ergeben, Herstellung, Import, Verkauf und landwirtschaftliche Nutzung hochtoxischer Pestizide durch nationale Gesetze und internationale Konventionen zu unterbinden. Dabei könnte man sich etwa an der Giftstoffliste des Pesticide Action Networks orientieren.

Die international agierenden Produzenten der Pflanzen- und Insektengifte wie BASF, Bayer oder Syngenta stehen hierbei besonders in der Verantwortung – gerade auch mit ihren Geschäften in Südasien.³ Dasselbe gilt für die Regierungen derjenigen Länder, in denen die Hersteller angesiedelt sind, wie auch derjenigen, in denen die Pestizide zur Anwendung kommen, wenn sie die Exporte und Importe der Gifte nicht unterbinden.⁴ Zu beachten ist dabei auch, dass die Gefahrenklassen der WHO/FAO und der Stockholm- und Rotterdam-Konventionen nicht mit der Gefährlichkeit für den menschlichen Organismus übereinstimmen und in dieser Hinsicht zu revidieren wären.

Wer den Tod von eigener Hand sucht, ist laut der einschlägigen Untersuchungen oft auf ein bestimmtes Mittel festgelegt. Entzieht man daher »übliche« oder »akzeptable« hochgiftige Mittel dem offenen Zugriff, ist zu erwarten, dass dadurch die tödlich verlaufenden Suizidversuche signifikant verringert werden können. Hierfür steht auch das Beispiel der Entgiftung des Haushaltsgases in England in den 1960er Jahren, die zu einer Senkung der Suizidrate um knapp ein Drittel beitrug. Die häufig ungezielte, quasi spontane Zuflucht zu griffbereiten Pestiziden beim Suizidversuch legt einen Gegenschritt zwingend nahe: Die drastische Senkung ihrer Giftigkeit für den Menschen.

Das Verbot von hochgiftigen Pestiziden ist sicherlich nur eine kurzfristige und isolierte Maßnahme – wenn auch eine, die viele Menschenleben retten könnte. Die einzige dauerhafte menschenwürdige Perspektive ist aber zweifelsohne ein Leben und Arbeiten auf dem Lande ohne industrielle Gifte, ohne spekulativen Preisverfall und Schuldenfalle, mit einer Landwirtschaft, welche die Menschen ernährt und nicht tötet. Auch hierfür trägt der globale Norden Mitverantwortung.

Anmerkungen

- 1 Insgesamt ist mit der Fragmentierung der indischen Landwirtschaft die Zahl marginaler FarmerInnen mit unter einem Hektar bewirtschafteter Fläche (Semi-Proletariat), besonders aber die Zahl landbesitzloser LandarbeiterInnen von 107 auf 144 Millionen (2001 bis 2011) angewachsen. Die Zahl der ursprünglich zahlreicheren selbständigen »Cultivators« fiel auf 119 Millionen (2014).
- 2 Die unmittelbare Wahrnehmung der Toxizität beruht dabei nicht auf dem eigentlichen Wirkstoff. Es gibt hier unterschiedlich hohe Hemmschwellen je nach Farbe, Geruch oder Geschmack. So wurde »E 605« nach einer Reihe von Selbstmordfällen nur noch intensiv violett eingefärbt vermarktet. Auch spielen Reizwirkungen wie Verätzungen und Brechreiz eine Rolle. (Hinweise verdanke ich Dr. Olaf Timpe)
- 3 Vgl. zur Giftigkeit der Produktpalette die Untersuchungen des Pestizid-Aktions-Netzwerk PAN Deutschland (2012) oder PAN International (2015)
- 4 Zum Geschäft in Indien und zur Frage nach der Verantwortung vgl. den Bericht des European Center for Constitutional and Human Rights (ECCHR) (2015): Pestizide von Bayer und Syngenta gefährden Zehntausende in Punjab

► **Hanns Wienold** forscht seit mehr als 30 Jahren in Südasien und Lateinamerika zu Agrarfragen, bäuerlichen Produktionsweisen und Migrationsprozessen. Er lebt derzeit in Delhi. Eine detaillierte Literaturliste kann bei ihm angefragt werden (wienold@uni-muenster.de).